

Nr. 193 — Bromberg, den 25. August — 1933.



Roman von Hanns Gelsam.

(18. Fortsetzung.

Hinter Bergamo bekam Alfred wieder zu tun, denn von hier aus konnte die Bahnlinie nicht mehr als Richtungsanzeiger benutzt werden. Die Sicht war so erfreulich klar, daß Alfred mit dem Glase weit südlich in der Ferne Mailand entdeckte.

Dann aber tauchte der Comer See auf. Käte steuerte unentwegt auf den südlichsten Zipfel des langgestreckten Sees zu, wo sich die Stadt Como wie eine schöne Verheißung in herrlichster Umgebung hingebettet hatte.

Unter einem dunkelblauen Himmel, wo die Sonne nicht müde wurde zu scheinen und die Blumen nicht aufhörten zu blühen, lagen die weißen Häuser am blauen See und an farbigen Hügeln, an denen zwischen schwarzen Pinienwäldern die weißen Marmorbrüche leuchteten.

Über den Uferrand mit träumenden Zypressen, über bunte Fischerboote, die mit schlaffen Segeln auf dem regungslosen Wasser schaukelten, ging es unaufhaltsam weiter dem Ziele zu.

Alfred schaute zur Uhr. Seit knapp zwei Stunden war man in der Luft. Welch eine Fülle von unvergeßlichen Eindrücken in dieser kurzen Zeit! In zwanzig Minuten mußte der Lange See, der wundervolle Lago Maggiore, erreicht werden.

Eine Zeitlang ging der Flug dicht an der schweizerischen Grenze entlang, und mit bloßem Auge war Chiasso zu erkennen. Bisher hatte man den genauesten Kurs eingehalten; Varese, das bald darauf überflogen wurde, bestätigte es.

Endlich wurde bei Ispra der Lange See erreicht. In zehn Kilometer Länge mußte auch dieser See überflogen werden. Am Ufer lagerten sich die kleinen Orte in der paradiesischen Pracht der italienischen Landschaft. Auch hier spannte sich ein strahlender italienischer Himmel über blühende Pracht und über lachende blauschimmernde Fluten, und ein warmer, südlicher Wind drang bis herauf zu den zwei wagemutigen Fliegern. Von unten grüßten die wunderbaren Borromäischen Inseln aus dem See heraus, dann schob sich Stresa am Westufer vor und kündigte das Ende der oberitalienischen Landschaft an.

Die Spazierfahrt, wie Käte vor Antritt des Fluges diese Strecke bis zum Gebirge genannt hatte, war nun vorbei.

Jetzt begann der Kampf mit den Bergen. Um gleich zu zeigen, daß sie nicht mit sich spaßen ließen, türmten sich links und rechts vom Tale der Tosa oder, wie es in der Karte bezeichnet stand, vom Val d'Ossola, die Alpenberge gigantisch himmelwärts, jeden Ausweg aus diesem Kessel versperrend.

Unaufhaltsam stieg das Flugzeug höher und höher. Tief unten im Tale schlängelte sich die Bahnlinie zum Simplon an echt italienischen Dörfchen vorbei. In 2000 Meter Höhe wurde Domodossola passiert.

Alfred hatte so sehr auf Karte, Kompaß und Gelände geachtet, daß ihm der allmählich eingetretene Witterungsumschlag entgangen war. Erst ein heftiger Windstoß, der die Maschine unsanft emporwarf und dann wieder etwas absacken ließ, brachte ihm die Erkenntnis, daß nun der schwierigste Teil des Fluges beginnen sollte.

*

Bei Iselle verkroch sich die Bahnlinie in das Massiv des Monte Leone, um durch den Simplontunnel jenseits der schweizerischen Grenze wieder ans Tageslicht zu treten. Die Bahn hatte es gut, das Flugzeug aber mußte, sich selbst überlassen, den Weg über das Eis und den Schnee der Bergriesen trotz Wind und Nebel nehmen und in hartem Kampfe das Rhonetal zu erreichen suchen.

Geschickt folgte Käte den vielen Windungen der alten, einst von Napoleon erbauten Alpenstraße über den Simplon-Paß, arbeitete sich trotz dem hier entgegenkommenden Sturmfelde über den Kamm und atmete auf, als sie das Hospiz, bereits von Wolken umlagert, unter sich sah.

Die höchste Stelle war passiert. Jetzt hieß es, den Kurs auf Brig zu halten. Höher und höher bäumten sich die Wolken. Manche rollten dunkel heran.

Bald umwallten dicke, milchige Nebel die Maschine. Käte ließ das Flugzeug noch höher steigen. Aus dem Nebel mußte sie heraus, koste es, was es wolle. Alfred wurde es ein wenig unbehaglich, als zu dem Nebel auch noch ein Schneetreiben einsetzte. Das konnte ja heiter werden.

An eine Erdbeobachtung war nicht mehr zu denken. Beide hatten sich auf reines Kompaßfliegen eingestellt und suchten die Richtung nach Brig und zum Rhonetal einzuhalten.

Wild flatterten die grauen Nebelfetzen in der Luft herum. Lange Strähnen umstrickten die Maschine, zerfaserten in den Flügelverstrebungen und rankten sich an den Berglehnen zu dünnen Girlanden. Endlich blieb das Nebelgestöber zurück.

Unermüdlich prusteten die Ventile. Über dem mühsam erreichten Rhonetal wurde die Lufthülle wieder durchsichtiger. Dort unten mußte Brig liegen. Also weiter, westwärts, die Hauptberge waren überwunden.

Tief unten lag das mittelalterliche Städtchen Brig als Endstation der Berner Alpenbahn. Herrlich gegliedert im Aufbau, zur Pyramide sich zuspitzend, seiner bezwingenden Macht bewußt, rief jedoch das Bietschhorn den Fliegern die Hoheit des Gebirges wieder ins Bewußtsein.

In schnellem Fluge schoß die Maschine ins Rhonetal hinaus. Im Zickzack bahnte sich unten die Rhone talaus

ihren Weg dem Genfer See zu. Östlich vom Bietschhorn verbanden sich ungeheure Massen von Eis zu dem gewaltigen Aletschgletscher. Zwischen schroffen Felsenhecken strahlten im weichen Mittagsglanze wunderbare Firnengärten.

Aber nicht lange dauerte diese Herrlichkeit. Im Westen zog eine schwarze Wolkenwand am Himmel auf, die nichts Gutes verhieß. Plötzlich verdichtete sich eine Dunstschicht und wurde zum wildbewegten Meere, dessen Schaumkämme gierig über das untenliegende Gebirge herfielen.

Alfred sah nichts mehr um sich als Himmel, als Nebelmeer, als ungeheure Öde des Raumes. Die Luftströmung wurde infolge der großen Temperaturunterschiede zwischen der nahen eisigen Gletscheroberfläche und der wärmeren aus dem Tal steigenden Luft äußerst böig. Zu allem Unglück stellten sich wieder Schneeschauer ein, und nun war es gänzlich unmöglich, durch Bodensicht die Position festzustellen.

Mit Vollgas arbeitete der Motor, unaufhaltsam suchte sich die Maschine ihren Weg gegen den immer aufs neue einstürmenden Sturmwind zu erobern.

Stärker und stärker heulte der Sturm durch die Drähte der Tragflächenverspannung. Keine zehn Meter weit konnte man sehen. Käte hielt krampfhaft das Steuer in den Händen. Sie trotzte den Elementen und wollte nicht unterliegen. Vorhin hatte sie am Simplon-Paß das Unwetter überwunden, also würde sie es auch jetzt wieder bezwingen.

Alfred, der sich für einen Moment umschaute, sah in das eisern entschlossene Gesicht seiner Begleiterin und atmete erleichtert auf; Gott sei Dank, sie verlor wenigstens den Mut und die notwendige Entschlossenheit nicht.

Eben wandte er wieder seinen Blick nach vorwärts, als er sich einer unheimlich dunklen Wand gegenübersah. War das eine Wolke oder ein Felsen? Nachzudenken brauchte er über diese Frage nicht mehr, denn mit einem unheimlichen Getöse prallte die Maschine irgendwo an, er fühlte einen stechenden Schmerz, dann war alles aus.

*

Am gleichen Tage brachte es der Zufall mit sich, daß Marianne von Weltersburg mit ihrem Bruder und Dr. von Kamp zum Nachmittagskonzert auf der Terrasse des Stabilimento bagni, dem wunderschönen, über dem Badestrand des Lidos bis ins Meer hinein errichteten Restaurant, an einem der kleinen Marmortische zu sitzen kam, der sich dicht neben dem Tischchen befand, woran Professor Holten und Marga saßen.

Diese beiden gaben auf das Kommen der neuen Gäste nicht acht, da sie gemeinsam in einem kurz zuvor von Irene erhaltenen Briefe lasen.

Irene hatte ausführlich das Leben und Treiben von daheim geschildert und ganz glücklich berichtet, daß ihr Verlobter in kurzer Zeit das väterliche Geschäft übernehmen würde. Einer baldigen Hochzeit stand nun nichts mehr im Wege. Weiter schrieb sie, daß sich Onkel Wilmsen trotz seiner starken geschäftlichen Inanspruchnahme viel um sie kümmere und sie und ihren Bräutigam am Sonntag zu einer Autotour zum Rhein mitgenommen hätte. Referendar Brinkmann hätte ihr erklärt, daß er in den nächsten Tagen seine Ferienreise antreten würde. Als Ziel hätte er Rom genannt.

Bei dieser Stelle des Briefes hatte Marga ein ganz rotes Gesichtchen bekommen, denn Paul Brinkmann hatte vor ihrer Abreise bereits mit ihr ausgemacht, daß er in Rom mit Holtens zusammentreffen wollte. Auf dieses Wiedersehen wartete sie ja seit Tagen schon mit kaum zu verhaltender Freude.

Der Professor achtete nicht auf Margas Verlegenheit, ihn interessierte sehr, was Irene weiter berichtete. Sie schrieb nämlich von dem unerwarteten Besuch einiger Vorstandsmitglieder des heimischen Luftfahrer-Klubs, die sich über die genaue Heimkehr von Käte informieren wollten.

Man beabsichtigte, ihr nach dem günstigen Abschneiden beim Internationalen Zuverlässigkeitsflug einen festlichen Empfang zu bereiten. Irene hatte noch nichts Genaueres sagen können, da Kätes Rückkehr aus Genf noch nicht auf den Tag festlag.

Käte selbst hatte noch von Venedig aus an Irene geschrieben und ihr mitgeteilt, daß sie sich, falls Genf erreicht würde, ein paar Tage dort ausruhen wollte und dann in zwei Tagesabschnitten den Heimflug antreten würde.

Über all dieses unterhielten sich Marga und ihr Vater nach der Lektüre des Briefes jetzt interessiert, ohne auf die Umsitzenden, die sich in italienischer, französischer oder englischer Sprache lebhaft unterhielten, zu achten. So bemerkten sie auch nicht, daß Marianne am Nebentisch aufhorchte, als sie aus des Professors Mund den Namen Wenger hörte.

Marianne verstand jedes Wort der Unterhaltung und stellte mühelos fest, daß Alfred Wenger am frühen Morgen Venedig verlassen hatte, um als Teilnehmer des Internationalen Zuverlässigkeitsfluges mit die Alpen zu überfliegen.

Allerdings konnte sie sich nicht das Warum und Wieso dieser plötzlichen Handlungsweise erklären. Über sein entschlossenes Einspringen für den verletzten Monteur und seine Freundschaft mit Käte Holten hörte sie nichts, wohl gab ihr das Gespräch darüber Aufschluß, daß die Tischnachbarn alte Bekannte Alfred Wengers waren.

Also hatte sie sich doch getäuscht, als sie angenommen hatte, Alfred hätte gleich nach der Auseinandersetzung mit ihr neue Damenbekanntschaft gesucht. Als Professor Holten sich längere Zeit noch in lobender Weise über Alfred Wenger aussprach, da war es Marianne mit einem Male so, als ob sie selbst Alfred in den letzten Tagen von einer ganz falschen Seite aus betrachtet hätte.

In ihren Gedanken wurde sie jedoch bald durch ihren Bruder unterbrochen, der ihr eine weniger erfreuliche Mitteilung machte.

„Marianne," sagte Heinz, „heute abend nach dem Diner will ich mit Emil nach Venedig reinfahren. Es wird spät werden, deshalb ist es wohl besser, wenn du diesen Abend hier bleibst und frühzeitig zu Bett gehst."

Dr. von Kamp lächelte.

„Du bist noch Rekonvaleszentin, Marianne," meinte er, „da bedarfst du noch sehr der Ruhe."

Marianne empfand, daß er sich mit dieser Begründung dafür entschuldigen wollte, daß er sie allein ließ. Sie tat jedoch, als ob sie nicht merkte, daß die beiden sich den Abend zu irgendwelchen Abenteuern freihalten wollten.

Schweigend schaute sie hinaus auf das Meer, das seine Wellen unermüdlich unter die Holzpfähle der Terrasse warf. Alfred Wenger würde bestimmt anders gehandelt haben, wenn er noch bei ihr gewesen wäre. Aber daß man es jetzt so mit ihr machte, hatte sie ja schließlich verdient, denn sie selber hatte am ersten Abend nach Alfreds Ankunft nicht viel anders gehandelt.

Als sie unauffällig zu ihren Begleitern blickte, sah sie, wie Heinz sowohl als auch Dr. von Kamp interessiert zu einigen rassigen italienischen Damen hinschauten, die soeben die Terrasse betraten.

Unwillkürlich kam ihr der Gedanke, ob es nicht besser wäre, von Emil von Kamp abzulassen, ehe es zu spät war,

Aber dann verschloß sie sich dieser Einsicht doch sofort wieder mit falschem Stolz und verletzter Eitelkeit. Nein, den Triumph sollte Alfred Wenger niemals haben, daß sie seinetwegen trauerte und allein blieb. Sie würde Emil von Kamp schon so beeinflussen, daß er sich mit der Zeit in diesen Dingen nach ihren Wünschen richtete.

Mit diesem Vorsatz beteiligte sie sich wieder an der allgemeinen Unterhaltung, löffelte langsam eine Schale des erfrischenden Eises und rauchte ebenso langsam eine Zigarette.

Als Marga Holten sich kurz darauf mit ihrem Vater vom Nebentische erhob, warf sie einen flüchtigen Blick auf Marianne. Sie glaubte diese junge Dame in dem eleganten Jackenkleid mit dem lose über die Schulter gebreiteten Weißfuchs schon einmal gesehen zu haben.

Beim Hinausschreiten erinnerte sie sich, daß es das gleiche Mädchen war, das bei dem Galadiner im Excelsior-Palast-Hotel unaufhörlich Herrn Wenger beobachtet hatte. Unwillkürlich kam ihr der Gedanke, daß das Schicksal Alfred Wengers auf das engste mit diesem Mädchen verbunden sei.

(Fortsetzung folgt.)

Der Patriarch von Hiva Opa.

Die seltsamen Aufgaben eines Gendarmen auf einer Südsee-Insel.

Von Walter Roderich.

Zur Laufbahn des französischen Durchschnittsgendarmen gehören auch ein paar Jahre Dienst in einer der Kolonien. Angenehm für den Beteiligten ist dieser Aufenthalt nicht immer, aber er bringt zwei Vorteile mit sich: Die in den überseeischen Besitzungen zugebrachten Jahre werden doppelt gerechnet, und die Stellung eines Gendarmen unter den Eingeborenen ist manchmal die eines kleinen Selbstherrschers.

So war vor mehr als sechs Jahren der Wachtmeister Carasson mit dem Vorsatz nach der Südsee gegangen, seine Dienstzeit dort so gut wie möglich zu verbringen und sich nicht über seine Kommandierung auf ein kleines Korallenatoll zu ärgern, obwohl er wußte, daß er unter 600 Eingeborenen der einzige Weiße sein würde. Der Wachtmeister, ein Soldat bis auf die Knochen, hatte sich eingehend nach den Zuständen auf den Südsee-Inseln erkundigt und beschloß, sich so zu verhalten, als ob er in einer französischen Landstadt garnisoniert sei und jederzeit von Vorgesetzten kontrolliert werden könnte. So wollte er der größten Gefahr begegnen, die einem Weißen auf einsamem Posten unter Farbigen droht, die Verwilderung, das Herabsinken auf den kulturellen Stand der Eingeborenen selbst.

Er war nur mit seinen Waffen, Ausrüstungsgegenständen und Dienstbüchern ausgebootet worden. Sein Quartier bestand aus einer Palmblätterhütte. Mit einer vom tropischen Klima noch nicht angegriffenen Energie machte sich der Wachtmeister an den Bau einer sauberen Blockhütte. Über der Tür nagelte er ein Brett an mit der bedeutsamen Aufschrift: Gendarmerie Nationale. Daß keiner seiner Eingeborenen das Schild lesen konnte, störte ihn nicht weiter. So war es eben in Frankreich Vorschrift, und so wollte er es auch hier halten.

Zwei Jahre lang betrat kein Eingeborener das Hauptquartier des Wachtmeisters Carasson. Eines Tages aber gelangte der Brave zu der Einsicht, daß sein Magen auf die Dauer die Erzeugnisse seiner Kochkünste nicht länger ertragen würde. So biß er in den sauren Apfel und verschrieb sich eine junge Eingeborene als Köchin. Da er aber — wie wir schon wissen — eine sehr strenge Auffassung von seinen Dienstpflichten hatte und kein schlechtes Beispiel geben wollte, so ging er nach dem Brauch seiner Insulaner eine regelrechte Ehe mit seinem dienstbaren Geist ein.

Die Auswirkungen dieses Schrittes waren gänzlich unerwartet. Hier muß einiges über die Zustände auf dem Atoll Hiva Opa eingeflochten werden. Da keine Verbindung mit anderen Inseln bestand, so war jahrhundertelang Inzucht getrieben worden, die ein müdes Volk zur Folge hatte. Der Stamm ging rasch dem Aussterben entgegen. Eine weitere Folge der Inzucht war die Tatsache, daß es unter den 600 Eingeborenen nur hundert Männer gab. In stumpfer Ergebenheit sahen die Insulaner das Ende ihres Volkes kommen. Sie dachten auch gar nicht daran, für den Lebensunterhalt zukünftiger Geschlechter zu sorgen, von denen sie nicht wußten, ob sie je leben würden. So ließen sie ihre Palmpflanzungen verfallen. Carasson hatte diese Zustände mit Besorgnis beobachtet, aber er wußte keine Mittel, um Abhilfe zu schaffen.

Völlig unerwartet wiesen ihm die Eingeborenen selbst den Weg. Wenige Tage nach der „Hochzeit" mit dem dienstbaren Geist kamen die drei Häuptlinge der Insel im vollen — übrigens seit Jahrzehnten völlig überflüssig gewordenen — Kriegsschmuck zu ihm. Sie machten todernste Gesichter und waren von einer Entschlossenheit, die Carasson nie bei ihnen beobachtet hatte: „Du hast eine unserer Töchter geheiratet. Das genügt nicht. Du wirst zwanzig, dreißig Mädchen von Hiva Opa zur Frau nehmen. Du bist der einzige, der unser Volk vor dem Aussterben retten kann."

Begreiflicherweise machte der brave Carasson ein verdutztes Gesicht. Die Häuptlinge verstanden es richtig. Einer sagte kurz und bündig: „Du erfüllst unseren Wunsch, oder es gibt Krieg zwischen uns. Wir schlagen dich in Stücke. Es ist ja dann doch alles einerlei. Entscheide dich!"

Im Kopf des Wachtmeisters arbeitete es fieberhaft. Zwar stand in seinen Dienstvorschriften nichts davon, daß ein Gendarm für die Aufzucht des ihm anvertrauten Stammes zu sorgen hatte, aber schließlich gehörte es doch zu seinen Pflichten, alles zur Wohlfahrt des Völkchens zu tun. Und dann kam ihm noch ein Gedanke. Er sprach ihn gleich aus: „Gut, ich heirate ein paar Dutzend Eurer Töchter, aber nur unter einer Bedingung: Für jeden meiner Nachkommen muß der Vater des Mädchens 50 Palmen anpflanzen, damit für den Lebensunterhalt der Kinder gesorgt ist. Einverstanden?"

Die Häuptlinge hatten nichts dagegen einzuwenden. Die Sorge um das Schicksal ihres Volkes besiegte ihre angeborene Faulheit. Der Pakt wurde geschlossen. —

Als nach sechs Jahren ein französisches Regierungsboot vor dem Atoll ankerte, um den Wachtmeister Carasson abzulösen, traute der Kommandant seinen Ohren kaum. Denn der Gendarm meldete: „Ich möchte bei meiner Familie bleiben. Ich habe 31 Frauen, 49 Jungen und dreizehn Mädchen. In den letzten drei Jahren sind auf der Insel 3075 Palmbäume gepflanzt worden, 50 für jedes Kind. Nur einer meiner Schwiegerväter hat mich betrogen und ist gestorben, als er erst 25 Palmen gepflanzt hatte."

Die Unterredung wurde plötzlich unterbrochen. Zwanzig, dreißig Piroguen wimmelten um das Regierungsboot herum, bemannt mit einem halben Hundert schreiender, gestikulierender Eingeborener. Carasson erklärte achselzuckend: „Sie schreien nach ihrem weißen Häuptling. Sie haben Angst, ich könnte ihnen entführt werden."

Da kratzte sich der Kommandant den Kopf: „Dann bleiben Sie eben. Ich werde berichten, ich sei selbst entschieden der Ansicht, daß Hiva Opa seinen Patriarchen behält."

Die Millionen des Kaisers Maximilian von Mexiko.

Dieser Tage lief eine Nachricht durch die Weltpresse, daß es einem französischen Bergungsdampfer gelungen sei, aus dem im Jahre 1911 vor dem Hafen Norfolk im nordamerikanischen Staat Virginia gesunkenen mexikanischen Dampfer „Mérida" einige Kisten zu bergen, die die Juwelen der Gemahlin des Kaisers Maximilian von Mexiko, Charlotte, enthalten sollen. Diese Nachricht ruft die Erinnerung an das Drama dieses unglücklichen Habsburgers wach, der einen phantastischen Herrschertraum mit dem Tode büßte, während seine Gemahlin dem Irrsinn verfiel. Als Erzherzog Maximilian, der Bruder Kaiser Franz Josef I., sich entschloß, die Kaiserkrone von Mexiko anzunehmen, da entstand nicht nur in den damaligen politischen, sondern auch in den internationalen finanziellen Kreisen starke Bewegung. Denn Erzherzog Maximilian, der bis dahin in seinem Schloß Miramare bei Triest gelebt hatte, mobilisierte, entgegen dem Ratschlag seines kaiserlichen Bruders, sein ganzes Vermögen, um es in Form von Goldbarren nach Mexiko mitzunehmen. Die Summe der mobilisierten Güter in Österreich, Frankreich und Belgien betrug rund 20 Millionen Goldkronen. Hierzu kamen die reichen Spenden des Zaren von Rußland und die Juwelen seiner Gemahlin Charlotte, die auf rund 5 Millionen Kronen geschätzt wurden. Dieses Vermögen ist in Mexiko während seiner kurzen Herrscherzeit nie angegriffen worden und fand sich nach der Erschießung Maximilians als Nachlaß vor. Es wurde von der neuen Regierung in Mexiko nominell konfisziert aber gleichzeitig als unberührbares Depot erklärt. Nun geschah das Merkwürdige und von niemandem Vorausgeahnte: Kein Mensch kümmerte sich um die Schätze Maximilians. Von Österreich scheint nicht einmal ein Versuch gemacht worden zu sein, diese rund 20 Millionen Kronen zu reklamieren, und so kam es, daß sie bis 1911 in Mexiko blieben, wo dann der Präsident veranlaßte, daß der Goldschatz Maximilians auf europäischen Banken deponiert werde und von dort aus entschieden werden sollte, wer der rechtmäßige Erbe sei.

Eine Nachprüfung dieses Sachverhaltes ist bis hierher auch heute noch kaum möglich, da die Unterlagen in den österreichischen und belgischen Geheimarchiven ruhen oder

vielleicht aus diesen in die Familienarchive der beiden beteiligten Herrscherfamilien gewandert sind, die nach Beendigung des traurigen Abenteuers wohl wenig Lust oder auch Gelegenheit hatten, die finanzielle Seite der Angelegenheit nach dem Tode Maximilians neuerdings aufzurollen. Was folgt, ist nachprüfbar: Im Jahre 1911 wurde der gesamte Nachlaß Maximilians bis auf einige wenige Kunstgegenstände, wie die riesigen Malachitvasen, die heute noch im Nationalmuseum in Mexiko stehen, auf den mexikanischen Dampfer „Mérida" verladen. Es befanden sich in dieser Ladung vor allem die Goldbarren von 20 Millionen Kronen und der Familienschmuck Charlottens. Dieser Dampfer ging auf seiner Reise nach Europa bei den Norfolkinseln, unmittelbar vor dem Hafen Norfolk, bei einem Sturm unter und mit ihm das ganze Vermögen des Kaisers von Mexiko. Es wurden in den letzten Jahren verschiedene Versuche gemacht, die „Mérida" zu heben, sie mißglückten aber und das Schiff versank immer tiefer im Meeressand, bis nunmehr ein französischer Bergungsdampfer angeblich mehr Glück gehabt haben soll. Die ersten Versuche waren von einer amerikanischen Tauchgesellschaft gemacht worden, die die versunkenen Goldbarren und die Juwelen der Kaiserin Charlotte retten wollte. Es wurde eine Aktiengesellschaft gegründet, die auf die herrenlos gewordenen Schätze Anteile ausgab. Die Gründung der amerikanischen Aktiengesellschaft hatte zunächst einen unerwarteten Erfolg. Es meldete sich ein angeblicher Sohn des Kaisers Maximilian, der sich Franz Rudolf Maximilian von Habsburg nennt und behauptet, daß dies, und nicht der Name William Brightewell, den er gegenwärtig führt, sein richtiger Name sei. Brightewell, der in Islington bei London als Fischhändler lebt, hat durch einen Londoner Rechtsanwalt Ansprüche auf den Gold- und Juwelenschatz erheben lassen. Bei seiner behördlichen Einvernahme erzählte der angebliche Habsburger, er sei der legitime Sohn der Kaiserin Charlotte, geboren im Vatikan, als seine Mutter, halb irrsinnig schon infolge der Aufregungen der Revolution in Mexiko und nach dem vergeblichen Bittgang zu Napoleon III. einen letzten Versuch beim Papste machte, Hilfe für ihren Gemahl zu erhalten. In der Nacht nach dieser historischen Audienz beim Papst soll die Kaiserin frühzeitig niedergekommen sein und ein Kind geboren haben, das auf den Namen Franziskus Rudolfus Maximilianus getauft wurde. Geburt und Taufe wurden nach Angabe des Brightewell der Österreichischen Regierung mitgeteilt, die jedoch verfügte, daß das Kind einer vornehmen englischen Familie übergeben werde, wo es aufgezogen wurde. Brightewell gibt an, daß er bis zu seinem zwanzigsten Lebensjahre keine Ahnung von seinen wirklichen Eltern gehabt habe und daß ihm diese Tatsachen erst durch Erzherzog Johann Salvator (dem späteren Johann Orth) gelegentlich seines zwanzigsten Geburtstages in London mitgeteilt worden seien. Er erhielt angeblich seit jenem Tage aus der Privatschatulle des Königs Leopold von Belgien eine jährliche Subvention von 200 Pfund bis zum März 1915. Dann seien die Geldüberweisungen ausgeblieben und seine Lebensumstände verschlechterten sich während des Krieges so sehr, daß er froh war, mit dem Reste seines Geldes sich einen Fischhandel gründen zu können, von dem er seit etwa fünfzehn Jahren lebt.

So die Geschichte, wie sie Brightewell erzählt. Sie kann nicht den geringsten Anspruch auf Glaubwürdigkeit machen. Niemand hätte ein Interesse daran gehabt, die Niederkunft der Kaiserin Charlotte zu verheimlichen und den Knaben zu verstecken. Brightewell dürfte selbst das Opfer einer Mystifikation sein. Sollte es gelingen, den Schatz des Kaisers Maximilian dem Meer zu entreißen, dann wird man wohl einen Prozeß erleben, der dazu führen wird, festzustellen, was an der Geschichte des angeblichen Sohnes des Kaisers Maximilian von Mexiko Wahres ist.

Der Junge und die Fabrik.

Skizze von Zoe Helene Droysen-Berlin.

Eines Tages zog der Junge sein Boot auf dem Gelände der stillgelegten Fabrik — flußaufwärts vor der Stadt — ans Ufer. Es lockte ihn, sich den verödeten Platz einmal näher zu betrachten. Neugierig sah er sich um. Eidechsen sonnten sich auf dem verunkrauteten Hof, Spatzen lärmten. Nirgends war ein Mensch zu sehen.

Eine der Türen war nicht verschlossen. Er stieß sie auf und kam in die Maschinenhalle. Der Unterschied zwischen der sommerlichen Wärme draußen und der muffigen Kühle hier drinnen machte ihn leicht frösteln. Wie ungeheuerliche Tiere standen die Maschinen da, verstaubt und tot.

Betrachtend ging er hin und her, bis es ihn stürmisch drängte, aus diesem Zerfall wieder fortzukommen. Doch die Türe war, von ihm unbemerkt, ins Schloß gefallen. Er mühte sich umsonst, sie zu öffnen. Auch fand er keinen anderen Ausgang. Und die Fenster lagen zu hoch, es gab keine Möglichkeit, sie zu erreichen und hinauszuklettern.

So war er denn hier gefangen.

Er rief. Aber niemand antwortete. Seine Rufe weckten nur irgendwo im Raum ein Aufklirren, das jedoch schnell wieder in der Stille zerbrach. Die kroch aus allen Winkeln, legte sich lastend auf die Maschinen und brandete an dem Jungen hoch, als solle er in ihr ertrinken.

Auch durchfuhr ihn jetzt der Schrecken: Das Fabrikgelände schien völlig unbewohnt, und hier in diesen abgelegenen Winkel würde wohl so bald kein Mensch kommen, keiner ihn hören. In dem Eingeschlossenen erwachte die Angst. Da fing er an zu singen, was ihm gerade aus Schul- und Wandertagen einfiel. Hell tönte die Jungensstimme durch die Halle. Endlich wußte er kein Lied mehr. Und die Angst, solange zurückgedämmt, fiel jetzt um so heftiger über ihn her.

Plötzlich ging die Tür knarrend auf. Im Sonnenschein, der breit hereinflutete, stand ein Mädchen. Die blonden Haare blinkerten. Suchend sah es sich um. Doch geblendet von der Lichtfülle, aus der es kam, konnte es hier im halben Dämmern den Jungen nicht sogleich finden. Der war mit ein paar Sprüngen neben der Blonden. Hastig liefen sie zusammen über den Hof, dem Flusse zu, hinein in den Sommertag.

Dankbar lud er das Mädchen zu einer Bootsfahrt ein. Das berichtete, während sie nun stromauf fuhren, es wohne in einer der Siedlungen landein und habe ihn, auf dem Wegen zum Ufer hier vorbeikommend, gehört. Da es von eigenen Streifzügen auf dem Fabrikgelände wisse, wie die Tür mit einem besonderen Griff zu öffnen sei, habe es ihn befreien können. Und es nickte zustimmend, als er darauf erzählte, wie unheimlich jenes Eingeschlossensein gewesen sei.

Bald aber dachten sie beide nicht mehr an die Fabrik, die hinter den Weiden des Ufers verschwunden war. Lebhaft unterhielten sie sich über aller Geschehnisse ihres Alltags und freuten sich ihrer neuen Bekanntschaft.

Schließlich wurde es Zeit, umzukehren. Die Sonne stand schon ziemlich tief hinter der Stadt, in die der Junge noch zurückkehren mußte. Dann wurde auch die Fabrik wieder sichtbar. Sie erschien jetzt noch düsterer als am Tage, so daß den Hinüberblickenden das Erinnern an die seltsame Stunde dort drinnen nochmals durchschauerte.

Doch neben ihm saß das Mädchen, die Hände ruhig im Schoß, grün umrahmt von den vorübergleitenden Ufern. In sommerlicher Schönheit schloß sich die Landschaft mit dem jungen Geschöpf zu einem fröhlichen Bild zusammen, vor dem jedes bedrückende Erinnern schnell verblaßte.

Immer näher kam die Fabrik. Immer höher schoben sich die Umrisse in den klaren Himmeln. Aber das Land im abendlichen Duft und Glanz — eben noch ein lieblicher Rahmen um das Mädchen — wuchs nun groß neben jener vernichteten Menschenarbeit und -hoffnung auf, als wolle es sie in seine Fruchtbarkeit und Kraft gütig einhüllen.

Und in heimlicher Beglückung spürte der Junge, wie diese Kraft der Erde in ihm ein Echo fand: ein freudiges Ja zu allem Sein und Werden, die Bereitschaft, einst, wenn seine Zeit gekommen, daran mitzuschaffen, zerstörte Arbeit, zerstörte Hoffnung wieder aufzubauen.

Von den Wiesen kam der Duft des Heues. Unaufhörlich zirpten die Grillen. Es war wie hoher Geigenton. Langsam glitt das Boot flußab, an der Fabrik vorüber, hinein in das Leuchten, das die Abendsonne auf das Wasser legte.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.